

Marc Alexander Haas
Die Dunkelheit der Tage

Marc Alexander Haas
Die Dunkelheit der Tage
Roman

CONTE
VERLAG

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbiographie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN: 3-936950-17-2

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Dies gilt insbe-
sondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© Marc Alexander Haas, 2005

© CONTE Verlag, 2005

Am Ludwigsberg 80-84

66113 Saarbrücken

Tel: 0681/416 24 28

Fax: 0681/416 24 44

E-Mail: info@conte-verlag.de

www.conte-verlag.de

Lektorat: Jessica Philippi

Umschlagentwurf:

Druck und Bindung: PRISMA Verlagsdruckerei, Saarbrücken

Prolog

Wenn es dunkel wird, kann ich ihn sehen. Ganz weit drüben, auf der anderen Seite, und ich stelle mir vor, wie sein Gesicht gerade aussehen mag. Er steht einfach da, regungslos, nicht weit vom Fluss entfernt, und sieht den Gleisen nach. Wie blanke Köder einer unbekanntenen Ferne liegen sie vor ihm, von schwermütigen Göttern herabgegossen in eine welke Daguerreotypie. Zwieliht umgibt ihn, während hinter den Zügen die Lichter verwehen. Sand und Steinsplitter nadeln in sein Gesicht, er hört die Rufe eines Krähenschwarms. Am Horizont trotten Wanderer dahin, berührt von einer fernen Stimme. Schatten verbergen ein erhitztes Paar; junge, unbenutzte Menschen, die eine kleine Wärme teilen. Summende Oberleitungen, endlose Reihen von Waggons, rostende Masten im Abendlicht. Winzige Pfoten huschen davon, eine magere Katze schleicht durch das feine Kreiseln der Staubröhren. Unter rußigen Arkaden geht er entlang: Vincent, mit Blitzen im Kopf. Weggeschlossene Geschichten, an verlorene Gestalten gekettet. Piraten auf dem Schulhof. Die besten, die allerbesten Zeiten. Worte, die ihn verfolgen. Vergangenes Leuchten. Verfestigte Spuren im gefrorenen Boden. Überkritzelte Hoffnungen, Erinnerungen, sorgsam verwahrt, und immer wieder seine Schritte, die hierher gehören wie der Glockenschlag des Kirchturms.

Lauscht darauf. Lauscht auf seinen Schritt und verengt die Augen, um in die Lichter seiner Stadt zu sehen. Betrachtet seine Silhouette in der Ferne, die aus dem Gleißeln tritt, euch entge-

gen. Betrachtet den Himmel, der hinter seinem Rücken explodiert. Feuer verbrennen die Dunkelheit, Funken prasseln herab, verglimmen auf den Wegen. Blitze schlagen grelle Narben in die Nacht, die Stadt donnert und dröhnt, sie bäumt sich auf in einem dichten Netz aus Rauch. Glockengeläut hallt durch die Straßen, das Geschrei der Raketen, die Sirenen der Feuerwehrgewagen, und alle ruhelosen Augen werden hinaufgezerrt zu den Blüten des Feuerwerks. Es ist Silvester, und als feierte das Fest sich selbst, gestattet es niemandem, sich zu entziehen. Auch nicht dem Wanderer, der euch entgegen kommt. Bald ist er nahe, bald könnt ihr ihn erkennen – falls ich meine Sache gut mache. Denn ich will euch von ihm erzählen. Von ihm und Lara und von Elias und Tito, von Eric und Maria, von Robert, Greta, James, Henri und nicht zuletzt – von mir.

Unsere Geschichte ist mit den Schatten verwoben, sie hockt zwischen Nacht und Finsternis und wartet. Ihre Konturen sind in die Mauern dieser Stadt geritzt, sie spiegelt sich auf dem Wasser des Flusses. Auf einmal schüttelt sie den Staub ab, und wir verstricken uns, wie man sich in alte Briefe verstrickt, auf der Suche nach etwas ganz anderem. Unter dem Schein der von Ungeziefer umschwirrten Laternen hat sie sich zugetragen, hier, auf unseren Straßen, vor dieser schäbigen, immer gleichen Kulisse, von der wir alle uns nicht losreißen können. Irgend jemand müsste sie einfach mal erzählen, habe ich gedacht. Warum sollte ich es nicht versuchen? Immerhin war ich von Anfang an dabei.

Einige ziemlich merkwürdige Gestalten werden euch begegnen. Das lässt sich nicht vermeiden, nicht in einer Geschichte aus unserer Gegend. Nehmt es mir nicht übel, wenn ich ihnen ab und zu ein bisschen schmeichele. Ich bin schon lange hier und fürchte, dass ich längst selbst eine merkwürdige Gestalt geworden bin.

Widmen, wenn ihr erlaubt, widmen möchte ich diese Geschichte ihm, Vincent, von dem hier die Rede sein soll. Ihm und allen anderen, die sich erkennen.

Seid gewarnt, denn verstanden habe ich Vincent nie. Ihn nicht und die anderen nicht und mich selbst sowieso nicht. Ich weiß

nicht, was uns in dieser Gegend hält, und darum will ich auch gar nicht erst versuchen, es euch zu erklären. Ich erzähle einfach, wie sich alles zugetragen hat, und wer weiß, vielleicht kann sich ja einer von euch einen Reim darauf machen. Freuen würde es mich, das könnt ihr mir glauben, und womöglich könnt ihr es mich eines Tages mal wissen lassen. Ich bin ja immer hier.

Menschen

Der Funkenhagel ebte ab, es schlossen sich die Risse am Himmel, und die letzten Geräusche verhallten. Der Geruch verbrannten Schwarzpulvers wehte aus der Stadt herüber und vermischte sich mit dem öligen Dunst des Hafens. Aufgescheuchte Vögel kehrten zu ihren Nestern unter den Brücken zurück, kreisten kurz über dem Wasser und verschwanden in der Dunkelheit, während der Fluss sich lautlos an den Kaimauern rieb und schäumende Abwässer schluckte, die aus unsichtbaren Rohren strömten. Auf den Schrottplätzen schlugen Hunde an, und ein Marder zerzte im Mondlicht ein blütenweißes Ei aus den Eingeweiden einer Taube, die ein Raubvogel mit offener Brust zurückgelassen hatte. Die Kräne waren erstarrt, die Laderampen der Lagerhäuser verwaist, Schiffe pendelten ruhig auf dem Wasser. Ein Regenschauer ging nieder, und seine Tropfen zersplitterten das matte Licht, verteilten sein Glitzern auf dem Asphalt, kritzelten ein Muster auf die Oberfläche des Flusses. Während in der hell erleuchteten Innenstadt noch gefeiert wurde, kehrten am Hafen die Männer zurück, die das Ufer bewohnten. Manche rüttelten ohne große Hoffnung an heruntergelassenen Jalousien, andere durchstöberten ihre klamme kalte Habe oder wanderten noch eine Weile auf und ab, bevor sie kleine hohle Pyramiden aus Pappe und Spänen errichteten, die sie anzündeten, um sich am Feuer zu wärmen. Manchmal wurde ein neuer Ast in die Flammen geschoben, und so saßen die Männer nebeneinander und redeten und schwiegen und betrachteten den bläulichen

Rauch, in dem ihre Gesichter weich wurden und verschwammen, ganz anders als ihre Geschichten. Später wickelten sie ihre abgetragenen Mäntel noch enger um den Körper, nahmen letzte tiefe Schlucke, um die Angst vor dem Schlaf in der Kälte zu bekämpfen, und dann schlossen sich an den feuchten Verschlängen schmutzige Planen und verbargen die Bewohner vor der Nacht. Andere stiegen, von warmen Abluftschächten angezogen, noch tiefer hinab, mitten in die Eingeweide der Stadt. Wenn die U-Bahn-Stationen sich leerten, schlichen sie die Bahnsteige entlang, achteten darauf, den allgegenwärtigen Augen der Kameras zu entgehen, und wagten sich schließlich über die Schranken am Ende der Plattformen hinweg in die absolute Finsternis. Viele hatten sich anfangs ein organisches Dunkel vorgestellt, eine pulsende Bauchhöhle der Metropole, eine tropfende, schleimabsondernde Peristaltik, die nach Licht und Zellen griff, die sich von Ausscheidungen nährte und nie gesehene blasse Kreaturen gebar, um eine erdabgewandte Seite zu bevölkern. Nässe und Moder hatten sie erwartet, rätselhafte Geschöpfe, transparente Schädellose, die in schwarzen Pfützen wimmelten, Altäre der Nacht metertief unter der Stadt.

Nichts dergleichen, aber finster war es schon. Ein Mann entzündete seine Laterne und tappte in den Schacht hinein. An den Wänden buntes Geschmier, Schriftzüge aus dem Niemandsland zwischen Agraphie und Phantasie, daneben, darüber, darunter aufwändige, durchaus kunstfertige Zeichnungen, ebenso wie schiefe Aderlassmännchen, an trunkenen Gestirnen ausgerichtet. Nach einigen Schritten verschwanden die Farben, die Wände wurden schiefergrau. Begrabene, brustabklemmende Welt aus Metallabrieb und Staub. Ganz akkurat erschien der Schacht, von mächtigen Pfeilern gestützt. Der Mann marschierte durch die betonierte Ödnis, ein vergessener Troll tief unter der Stadt. In der Stille glaubte er, das Getrippel der Schatten zu hören, wartete schier darauf, dass Augen ihn anblitzten aus dem Dunkel, dass kleine, spitzzahnige Wesen aus den Fugen flitzten, sich um seine Knöchel schlängelten, ihn herausforderten zu einem Kampf auf Leben und Tod, doch der Tod hatte sich scheinbar abgewandt von dieser zeitlosen unfruchtbaren Schicht aus

Schotter, Schmier und Kabelresten. Selbst die Arbeiter, die gelegentlich herabstiegen und Wartungen durchführten, bewegten sich spurlos durch die Gänge, hinterließen nicht einmal Dosen oder Zigarettenstummel. Immer weiter drang der Mann vor, fand blinde Schächte und Verzweigungen, fand breite unterirdische Kreuzungen, aus Schienensträngen geflochten, deutete Wegsteine aus, sah sich manchmal um, staunend, und bei einem Katzenschädel ließ er sich am Ende nieder, betrachtete das Knöchelchen, das dunkelgrau geworden war, von Ruß und Staub durchdrungen. Er hob es auf, bewunderte seine ungeheure Leichtigkeit, wartete darauf, dass es zu schweben begänne, als ihn das anschwellende Sirren der Schienen ergriff. Lächelnd horchte der Mann auf das Crescendo, fühlte die kalte Luftsäule, die sich durch die Dunkelheit bohrte, schloss die Augen vor dem Wind, als er sich umdrehte, dem blitzenden elektrischen Zwielficht entgegen, und dann erfasste ihn der Zug und riss ihn mit sich, schleuderte ihn empor, entzündete ihn an den Stromabnehmern und stürmte mit ihm davon, durch Funken und Schatten, raste durch die Gewölbe, neigte sich in enge Kurven, und über allem, im Flammengewirr auf dem Haupt der Maschine, saß ein tobender Feuerreiter, der hundertfünfzig Tonnen Stahl die Sporen gab. Weiter ging es, nach oben, der Welt entgegen, hinaus in die Nacht, an feuchten leeren Straßen vorbei bis hinüber in den Hafen. Erst über dem Fluss gab die Elektrizität den Mann frei und er flog davon, zischte an den Metallstreben der Brücke vorüber, beschrieb einen sanften Bogen am Nachthimmel und löste sich auf in zahllose brennende Fetzen, bevor er sich langsam neigte und fiel, bevor er zum Fluss zurückkehrte, wohin er gehörte, und die Welt verließ mit einem kurzen, folgenlosen Zischen.

Vincent saß auf dem Sockel eines Brückenpfeilers und starrte auf seine gefalteten Hände, als bärgen sie sein ganzes Leben. Aufgeschreckt durch das unerwartete Klatschen sah er hinaus auf den Fluss, sah Flämmchen herabsinken und auf dem Wasser verlöschen. Weit draußen, mehrere Meter über dem Wasser, hing an einem Schifffahrtszeichen unter der Brücke ein dunkler Mantel, brannte und flatterte im Wind, zwischen Himmel und

Erde gefangen wie ein Lebensmüder, der zu leicht war, um zu fallen, und zu schwer, um zu fliegen. Vincent stellte sich die Geschichte des Mantels vor, die Theatralik, mit der anstelle eines Selbstmordes nur der Todesstoß gegen ein Stück Stoff geführt worden war. Bald aber verlor er das Interesse an seiner eigenen Phantasie und starrte wieder auf den malachitfarbenen Fluss, auf das gurgelnde Wasser direkt am Ufer, auf die gelblichen Abwässer, die einen beißenden Geruch verströmten. Vor ihm schlug ein rostiger Nachen immer wieder gegen einen mit Vogelkot überzogenen Poller. Das gleichförmige hohle Klopfen fuhr in Vincents Schädel und hallte darin wieder, schepperte von einer Wand seines Kopfes zur anderen, und so verscheuchte es ihn schließlich, und er lief weiter und weiter durch die Straßen, und sein Blick grub sich unaufhörlich durch den Anblick der Menschen, die ihm begegneten.

Der Fluss konnte unterdessen das Feuer auf dem Körper des alten Mannes nicht löschen. Ein kleines Flämmchen hielt sich hartnäckig auf seiner Brust, und so trieb der Leichnam auf dem Rücken durch die Nacht wie ein morscher alter Kahn; der Kopf ein Bug, der das Wasser teilte. Auf seinem müden Gesicht tanzte das Licht und kerbte die Spuren vieler Leben noch tiefer ein in die Züge des Alten, der alleine war und ungestört. Die Ratten hielt das Feuer fern, und wer vom Ufer aus das Flackern sah, konnte nicht erkennen, was es war, das geräuschlos an ihm vorüberglitt. Der Mann trieb durch den Hafen, an Lagerhäusern und Schiffen vorbei, unter Brücken und Kränen hindurch, vom öligen Wasser umspült, war Charon und dessen Fahrgast zugleich. Er streifte eine Boje und geriet ein wenig ins Pendeln, während seine Augen hinauf starrten zu den Häusern, in deren Fenstern Licht um Licht verlosch. Irgendwann näherte er sich dem Ufer, trieb unbemerkt vorbei an dem dunklen Zimmer, in dem Eric und Maria lagen, verstummt und von der Nacht umtost. Ein kalter Luftzug strich über Marias feuchte Augen. Die Uhr neben dem Bett tickte in ihren Körper hinein, ein Ziehen floss aus ihrer Brust in ihre Glieder, in ihr erstarrtes Gesicht, es ließ ihre Zunge austrocknen, schien am Fleisch ihrer Wangen

zu zerren. Leise stand sie auf und griff, den Rücken zum Bett gewandt, nach ihren Kleidern. Eric beobachtete, wie sie in ihrer Unterwäsche verschwand, wie sie jedes Kleidungsstück anzog, um eine Mauer um ihren Körper zu errichten, und schließlich, als sie mit dem Einrasten des Türschlosses hinter sich den Vorhang der Bühne zuzog, auf der sie gemeinsam gespielt hatten, blieb er in einem Zimmer zurück, in dem er nun, in der Stille, nichts Vertrautes wiederfand. Er verdrehte das Fleisch an seinem Handgelenk, beobachtete, wie es sich verformen ließ, ohne dass Schmerz und Bewegung übereinstimmten. Maria war ihm nie so vertraut gewesen wie in diesem Moment, als ihre Gegenwart ihn nicht mehr von dem Bild ablenkte, das er sich von ihr machte, und als er hörte, wie auch die Wohnungstür ins Schloss fiel, beunruhigend leise, ganz ohne die gekannte Dramatik, begann er zu weinen, und als er keine Tränen mehr hatte, starrte er an die kahle Wand, und fand keinen Halt daran, und darum trank er sich dem Morgen entgegen. Abwechselnd blickte er auf ihren Armreif, den das Kind in ihm vor ihr versteckt hatte, und in das Glas, aus dem ihn seine eigenen Augen anstarrten. In beidem entdeckte er die Jahre, die vergangen waren, begleitet vom triumphalen Ticken der Uhr.

Maria ging ohne Eile durch den Nieselregen, eine schwarz-weiße Welt entlang, an Bildern vorbei, die sie spurlos durchdrangen. Nach einiger Zeit trat sie durch eine Tür ins Warme, stieg eine Treppe hinab, Stimmengewirr und rauchiger Luft entgegen. Ein Mann kam die Stufen hinauf, fluchend, und presste eine Hand auf eine blutende Wunde an seiner Stirn. Maria wich ihm aus, ging weiter, öffnete die Tür zum Schankraum, blieb unschlüssig auf der Schwelle stehen.

»Greta...«, sagte sie leise. Die Frau hinter dem Tresen winkte sie zu sich, und beide umarmten einander.

»Mit dir hätte ich heute nicht gerechnet. Silvester alleine in der Kneipe? Was ist los?«

Maria lächelte:

»Das sollte ich dich fragen. Die Leute kommen ja schon blutend aus deinem Laden.«